



Christine  
Birkhoff

# Ein falscher Traum von Liebe

Der lange Weg aus  
der Hölle meiner Kindheit

Weltbild

Ein falscher Traum von Liebe

Christine Birkhoff

# Ein falscher Traum von Liebe

Der lange Weg aus der Hölle meiner Kindheit

**Weltbild**

Zum Schutz der Rechte sämtlicher Personen wurden Namen,  
Orte und Details verändert.



Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln  
für Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2007 by Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: atelier seidel, teising

Umschlagmotiv: © iStockphoto/PeopleImages

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU

978-3-8289-5157-0

2022 2021

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Einkaufen im Internet:

*[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)*

## Inhalt

Kapitel 1: Kindheit . . . . .	7
Kapitel 2: Jürgen und Margot . . . . .	27
Kapitel 3: Angst und Hoffnung . . . . .	42
Kapitel 4: »Eine für alles« . . . . .	68
Kapitel 5: Die Schlinge zieht sich zu . . . . .	98
Kapitel 6: Ein Leopardbett im Mädchenzimmer . .	127
Kapitel 7: Bulimie und Todeswunsch. . . . .	172
Kapitel 8: Flucht und Freiheit . . . . .	213
Kapitel 9: Alfons . . . . .	265
Kapitel 10: Althoff . . . . .	294
Kapitel 11: Aufwachen ... und ein neues Leben. . .	325
Kapitel 12: Ende vom Anfang . . . . .	428
Kapitel 13: Helfen statt hilflos. . . . .	466
Anhang: Rückblicke meiner Freundinnen . . . . .	514
Nachwort . . . . .	524

# Kapitel 1

## Kindheit

Meine Mutter war gerade achtzehn Jahre alt geworden, als sie erfuhr, dass sie schwanger war. Ihre »Geburtstagsfeier« war somit ein echter Volltreffer. Bei Bekanntwerden ihrer Schwangerschaft wurde sie aus dem erzkatholischen Elternhaus geworfen, des Mädchengymnasiums verwiesen, und schließlich landete sie in einem Mutter-Kind-Heim im Sauerland. Im Kloster der Barmherzigen Schwestern kam ich am einunddreißigsten Oktober 1965 zur Welt. Da ich das Produkt einer tabuisierten Beziehung meiner Mutter zu einem Araber war, landete ich unmittelbar nach meiner Geburt im Waisenhaus und nicht sofort bei meiner Großmutter. Meine Mutter holte in diesen Jahren ihr Abitur nach und begann im Anschluss in Münster ein Lehramtsstudium. Bis zum heutigen Tag ist sie Grundschullehrerin in Westfalen.

Kurz nach meinem dritten Geburtstag erhielt meine Großmutter mütterlicherseits den Auftrag von meiner Urgroßmutter, »ins Heim zu gehen und nachzuschauen, ob man was sieht«. Als sie zurückkehrte und berichten konnte, dass der orientalische Einschlag optisch offensichtlich an mir vorbeigegangen war, durfte sie mich wenig später ins großelterliche Haus holen.

Über zwei Jahre lebte ich bei den alten Damen und glänzte durch aggressives Verhalten im Kindergarten und ständiges Bettnässen.

Ich sehe noch heute meine Großmutter tränenüberströmt im Kindergarten stehen, wenn die Erzieherinnen ihr mal wieder eines der vielen schrecklichen Vorkommnisse erzählten. Die Fassungslosigkeit und Ohnmacht in ihrem Gesichtsausdruck, der Schmerz in ihren Augen und ihre unendliche Güte haben sich für immer in mein Gedächtnis eingebrannt.

Meine Oma schmierte mir stets leckere Brote mit Leberwurst, die ich stolz in meinem knisternden Butterbrotpapier in den Kindergarten mitnahm. Es gab einen Jungen, der ganz wild auf diese Leberwurststullen war, und irgendwann hatte er unsere Brote heimlich ausgetauscht. So biss ich in großer Vorfreude auf den erwarteten Geschmack in mein Brot. Es schmeckte entsetzlich! Angeekelt spuckte ich alles wieder aus und wurde für dieses Benehmen natürlich scharf ermahnt. Wut kochte in mir hoch. Das kleine Monster war erwacht. Durch hämisches Lachen hatte sich der Junge verraten.

»Was ist das auf dem Brot?«, schrie ich ihn an.

»Schmalz!«, entgegnete er und schob sich den letzten Bissen meines Leberwurstbrottes in den Mund.

Ich bin überzeugt, dass ich keinen blassen Schimmer hatte, was genau eigentlich Schmalz ist, aber schon das Wort genügte, um meine Wut zu schüren. Ich ergriff ein Bauklötzchen und zielte damit außer mir vor Rage auf den Kopf des Jungen. Der brüllte los und blutete entsetzlich. Schon in diesem Moment bereute ich meine eigene Unberechenbarkeit, aber es war zu spät. Das übliche Desaster der wüsten, aber auch berechtigten Beschimpfungen der Kindergärtnerinnen brach über mich herein. Alle kümmerten

sich um den blutenden Jungen, und ich schrumpfte innerlich zu einem Häufchen Elend zusammen. Es grenzt an ein Wunder, dass ich diesen Kindergarten bis zum letzten Tag unbeschadet besuchen konnte. Man muss damals wirklich übermenschlich viel Geduld mit mir aufgebracht haben, anders kann ich mir das nicht erklären. Erstaunt hat mich als Kind, dass ich im Kindergarten für solche Aktionen nicht geschlagen wurde. Vielleicht wurde mit mir gesprochen, oder es wurden anderweitige Sanktionen verhängt. Ich weiß es nicht mehr.

Wenn ich von meiner Großmutter spreche, dann denke ich stets an ihre schier unermessliche und unerschöpfliche Güte. Sie sprach immer leise und bedacht mit mir, und ich betete sie an. Meine Oma war mein Heiligtum (meine Uroma ein Mitläufer). Die Male, die ich nach der Schule nicht nach Hause musste, sondern von ihr abgeholt wurde, waren die Highlights im Kindesalter. Sie freute sich auf mich und zeigte diese Freude auch. Ihr war ich nicht lästig, und ich spürte mit jeder Faser meines Körpers und meines kleinen Herzens, dass ich geliebt wurde. Noch heute habe ich ein immenses Bedürfnis nach diesem Gefühl. Es ist wie ein Hunger, den man aus dem Kindesalter mit ins Erwachsenenendasein hinübernimmt. Da war dieses Gefühl des Erwartetwerdens. Der Tisch war gedeckt und das Essen gekocht, und Oma gab sich wahnsinnig viel Mühe, meine Lieblingsspeisen zu kochen. Sie panierte auf einzigartige Weise Schnitzel, und ich hätte Stunden zuschauen können, wie sie die Schnitzel liebevoll in Mehlschwitze wendete, den Zwieback rieb und die Schnitzel dick damit umhüllte. In einer alten gusseisernen Pfanne wurden sie dann liebe-

voll gebrutzelt, und Oma gab stets Acht, dass auch nur ja nichts von der kostbaren Panade verloren ging.

Nie und nimmer hätte ich als kleines Kind daran gedacht, dass sich die Wut und Enttäuschung über mein Elternhaus ausgerechnet gegen diese einzige, mich aufrichtig liebende Person richten würden.

Ich war bereits in der Schule, als ich aus irgendeiner Situation heraus völlig ausflippte und in meinem Tobsuchtsanfall nicht mehr zu bremsen war. Ich erinnere mich nicht mehr genau an jedes Detail, weil ich mir jahrelang alle erdenkliche Mühe gegeben habe, diesen schrecklichen Tag zu vergessen. Ich schrie und tobte, und meine Großmutter wich entsetzt vor mir zurück. Sie starrte mich mit angsterfüllten Augen an und blickte direkt in den Abgrund meiner verletzten Kinderseele.

In meiner Rage riss ich die Küchenschublade auf, ergriff ein Messer und kreischte hysterisch: »Komm mir keinen Schritt näher! Sonst stech ich dich ab!«

Meine Oma wich weiter zurück und murmelte mit Tränen in den Augen: »Oh Gott, oh Gott, oh Gott!« Dann verließ sie fluchtartig die Küche.

Ich sackte in mich zusammen, ließ das Messer fallen und saß erschüttert auf dem Linoleumboden der Küche. Die Hände vors Gesicht geschlagen, erlitt ich einen Heulkampf und brauchte über eine Stunde, um mich wieder zu erholen. Ich hatte Angst vor mir selbst bekommen. Ich fühlte mich schuldig und spürte, dass eine Grenze überschritten worden war. Es war die Grenze der Zumutbarkeit, nicht aber die Grenze der unerschütterlichen Liebe meiner Oma zu mir. Mit ihrer Liebe schürte sie mein

schlechtes Gewissen. Ich stürzte in ihre tröstenden Arme und weinte, was das Zeug hielt.

Die wenigen Besuche meiner Mutter empfand ich jedes Mal als persönliche Katastrophe, waren sie doch geprägt von Hass und Lieblosigkeit mir gegenüber. Meine Mutter war wildentschlossen, meinen leiblichen Vater um jeden Preis zu heiraten und der Welt zu demonstrieren, dass alles prima gelaufen war. Diesen Mann hatte ich bereits im Alter von zwei Jahren als künftigen Schrecken meiner Kindheit kennen lernen dürfen, und ich war sicherlich nicht traurig darüber, dass ihm die Nonnen irgendwann Hausverbot erteilt hatten. Stattdessen wurde ich gelegentlich von meiner Mutter übers Wochenende »nach Hause« geholt, und ich lernte in der kleinen Einzimmerdachgeschosswohnung meines Vaters, was es heißt, ohnmächtig der Gewalt von Erwachsenen ausgesetzt zu sein. Zwei Narben in meinem Gesicht sind unauslöschliche Zeugnisse dieser Gewaltübergriffe meines leiblichen Vaters.

Seine Ausbrüche kannten an Perversität keine Grenzen: So forderte er mich beispielsweise auf, mir eine von den zu Dekorationszwecken an der Wohnzimmerwand aufgehängten Kamelpeitschen auszusuchen. Schwiig ich, ergriff er irgendeine und traktierte mich so lange, bis das Blut floss. Als Kind wusste ich, dass es zwei gute Anzeichen gab: Das erste war, wenn mein Vater seine Schuhe putzte und auf Hochglanz polierte. Innerlich atmete ich jedes Mal auf, weil ich wusste, dass dieser Tyrann nun endlich die Wohnung verlassen würde. Das zweite war der Anblick meines eigenen Blutes. Mein Vater konnte kein Blut sehen, und so fanden seine körperlichen Misshandlungen ein jähes Ende,

wenn ich aus Mund oder Nase blutete oder mein Gesicht auf die Tischplatte knallte und die Haut aufriss. Das waren die guten Zeichen, denn sie bedeuteten das vorläufige Ende einer momentanen Qual.

Am Tag, als meine Mutter von ihrem ersten Lehrergehalt eine kleine Wohnung anmieten konnte, erschien sie urplötzlich im Hause meiner Großeltern, und es entbrannte ein heftiger Kampf um mich. Meine Mutter stand auf der einen Seite der Haustür, meine beiden Großmütter auf der anderen. Drei Erwachsene zerrten an meinen Armen und Beinen, und zu guter Letzt hatte meine Mutter ihr Ziel erreicht. Fortan sollte ich bei meinen Eltern leben.

Die Wohnung bot keinen Platz für ein Kinderzimmer. Offensichtlich sollte sie auch keinen Platz dafür bieten. Ein Kinderbett vor dem Gasboiler im Badezimmer war der einzige Beweis für die Existenz eines Kindes in dieser Wohnung. Der Gasboiler, so erzählten mir meine Eltern, sei in Wahrheit eine große Kamera, die alles filmen würde, was ich in Abwesenheit meiner Eltern tat. Als sie mich erstmalig im Badezimmer über Nacht einschlossen, um mit Bekannten zu feiern, war ich jünger, als meine eigene Tochter Mia heute ist. Eine Toilette gab es im Badezimmer nicht. Sie befand sich im Flur.

Eines Nachts wachte ich auf, weil ich dringend zur Toilette musste. Und unglücklicherweise musste ich »groß«. Minutenlang versuchte ich, meinen unbändiger werdenden Stuhlbrand zu unterdrücken, in der panischen Hoffnung, dass sich die Tür bald wieder öffnen würde und meine Kerkermeister zurückkehrten. Es war umsonst. In

meiner Verzweiflung absolvierte ich mein Geschäft in der Dusche und betete inständig, dass die Strafe milde ausfallen würde.

Das Gebrüll meiner Mutter und meines Vaters riss mich aus dem kindlichen Tiefschlaf.

»Kein normales Kind schießt nachts!«, schrie meine Mutter wie von Sinnen, und ein höllischer Schmerz zuckte durch meine Kopfhaut. An den Haaren schleifte sie mich aus dem Bett, zerrte mich wutentbrannt zur Dusche und drosch auf mich ein. »Du Miststück! Das hast du extra gemacht! Du bist ein Ekel! Hätte ich gewusst, was aus dir geworden ist, hätte ich dich gleich nach der Geburt wieder reingeschoben!«

Die seelischen Grausamkeiten und der Ideenreichtum meiner Mutter kannten keine Grenzen. Eine bei ihr beliebte abendliche Tradition war es, mich nach dem Duschen aufzufordern, mich nackt auf den Boden des Badezimmers zu legen. Sie kniete sich vor mich hin, riss mir unsanft die dünnen Schenkelchen auseinander, roch in meine Scham und sagte dann entweder: »Zieh den Schlafanzug an!« oder »Du stinkst! Wasch dich, du Sau!« Jeden Abend musste ich diese erniedrigende Prozedur über mich ergehen lassen, und wenn ich heulte und jammerte, schlug sie mir ins Gesicht und drückte mich auf den Boden. Wann immer ich diesen alten muffigen Teppichboden unter meinem Rücken spürte, starb ein Stückchen mehr an Intimität. Mir wird schlecht, wenn ich heute daran denke. Ich habe gelernt, diese Erinnerung zu akzeptieren als ein Manifest, das mir keine Therapie der Welt nehmen kann.

An einem Wintermorgen wachte ich auf und stellte fest, dass an Aufstehen nicht zu denken war. Mir war entsetzlich heiß, und meine Glieder gehorchten mir nicht mehr. Meine Mutter verließ wie gewohnt um halb acht das Haus, um zum Unterricht in die Schule zu gehen. Mich ließ man im Badezimmer liegen, und als eine Besserung meines Zustandes am Mittag nicht festzustellen war, bequemte man sich, einen Arzt zu holen. »Ihre Tochter hat eine schwere Lungenentzündung und bedarf der absoluten Ruhe«, konstatierte er. Über eine Woche lang ließen mich meine Eltern alleine in meinem Bettchen vor dem Gasboiler liegen. Niemand war da, der mir die durchgeschwitzten Hemdchen wechselte oder mir etwas zu trinken brachte. Ich fieberte vor mich hin und wachte auf, wenn meine Mutter schimpfend irgendeine streng riechende Paste auf die kleine Brust schmierte und mit scharfem Ton fragte: »Haste Durst?«

Ach ja, der Gasboiler und die Kamera. Dieser Lüge kam ich übrigens schnell auf die Spur. Nachdem ich mich wochenlang kaum traute, auch nur in der Nase zu bohren, befahl mir eines Tages mein kleines Teufelchen in mir, mich auf einen Hocker zu stellen und Faxen zu machen. Ich steigerte mich immer mehr in dieses Spiel hinein und schnitt Grimassen, von denen ich überzeugt war, dass sie JEDEN Erwachsenen zur absoluten Weißglut bringen würden. Unverschämtheiten, quasi ... Als sich nach Tagen des bangen Wartens nichts tat, wusste ich, dass meine Mutter und mein Vater meine ständigen Lügen (die gab es wirklich) mit Prügelaktionen und »Du musst jetzt hundert Mal schreiben: ICH DARF NICHT LÜGEN!« strafen, es

selbst aber keineswegs mit der Wahrheit so genau nahmen. Von diesem Tag an schloss ich Freundschaft mit dem Gasboiler und genoss die Stunden der Einsamkeit, in denen ich friedlich den Tanz der kleinen Flamme betrachten konnte.

Mein Leben hatte sich nach den kurzen Jahren im großelterlichen Haushalt von Grund auf geändert. Bei Oma gab es einen großen Garten, und geschimpft wurde nur, wenn es Anlass dazu gab. Ich erinnere mich an heiße Sommertage, in denen ich mit meinem roten Frotteehöschchen durch den Sommerregen sprang und in geistiger Verzückung die Rufe meiner Oma überhörte. Dass diese Sommerregen zumeist eine Begleiterscheinung von Gewittern war, entzog sich meiner kindlichen Kenntnis. Die Tropfen prickelten auf meiner sonnengebräunten Haut und begannen in kleinen Pfützen auf und ab zu tanzen. Im Garten bauten die beiden alten Damen Obst an. Ich Futterte mich durch Erdbeerreihen, stieg auf die Bäume, um die ersten reifen Kirschen zu pflücken, und juchzte vor Freude, wenn Oma mit dem Pflaumenkäscher bewaffnet zum Zwetschgenbaum marschierte. Ich robbte mich abwechselnd von den Stachelbeersträuchern hinüber zu den weißen Johannisbeeren, lag wenig später unter den Büschen üppiger roter Beeren und beendete meine kulinarische Obstreise mit dicken Rhabarberstangen, die ich roh aß. Ich durfte für knapp drei Jahre ein ganz normales, ständig spielendes und bewegungsfreudiges Mädchen sein.

In der Wohnung meiner Eltern war alles anders geworden. Regelmäßig musste mich meine Mutter morgens aus der Bettdecke wickeln, weil ich jede Nacht aus dem Bett

fiel und dabei die Decke festhielt. Das Ergebnis war, dass ich zusammengeschnürt gleich einer Kohlroulade auf dem Boden lag und dort ausharrte, bis der Morgen graute. Nie im Leben wäre ich auf die Idee gekommen, nach meinen Eltern zu rufen. Sie zu wecken, wäre der Garant für weitere Übergriffe gewesen, und diese versuchte ich, wie besessen zu vermeiden.

Nach der Schule musste ich in der Klasse, in der meine Mutter unterrichtete, warten und mit den Hausaufgaben beginnen. An einem Tag verschwand ein Junge aus der Klasse und kam nach der üblichen »Ich-muss-mal-aufs-Klo«-Zeit nicht wieder. Meine Mutter fand ihn dann auf der Jungentoilette, wo er verzweifelt versuchte, sich mit nassem Klopapier die roten Striemen auf dem Rücken zu kühlen. Der Junge war der Sohn von Herrn Bürger, einem Lehrerkollegen meiner Mutter. Es gab ein Riesentheater, die restlichen Schüler wurden vorzeitig nach Hause geschickt, und meine Mutter kümmerte sich um den armen Jungen. Vor der Schuldirektorin wettete sie über ihren Kollegen und verlangte, dass dieser zur Rechenschaft gezogen werden müsse. Was auch immer anschließend besprochen wurde: Tatsache war, dass meine Mutter als zuständige Klassenlehrerin die Aufgabe übernahm, täglich den Rücken des Kindes zu begutachten, um sicherzustellen, dass sich ihr Lehrerkollege an seine Besserungsbeteuerungen auch wirklich hielt.

Als ihre Tochter, der sie täglich die Genitalien begutachtete und während der Prügelaktionen meines Vaters stets so tat, als wäre sie gar nicht anwesend, befremdete mich ihr grandioser Auftritt. Mehr noch, es widerte mich an, und

ich beschloss in meiner kindlichen Logik, den kleinen Bürger-Sohn blöd zu finden. Er genoss den Schutz meiner Mutter, den sie mir versagte.

Meine eigene Klassenlehrerin mochte ich eigentlich sehr gern. Sie war eine ältere, etwas korpulente Kollegin und verzweifelte an meinem Ungehorsam. Wann immer sich die Gelegenheit bot, störte ich als selbstberufener Klassenclown den Unterricht. Der Unterricht langweilte mich enorm, da ich noch vor meiner Einschulung mit fünf Jahren lesen und schreiben konnte. Ein nicht aus dem Mund entfernter Kaugummi, der, immer wieder aufs Neue unter die Tischplatte geklebt, überlebte, ließ das Fass schließlich überlaufen. Frau Schliemann packte mich am Arm, schleppte mich in die kleine Pausenhalle und versohlte mir vor versammelter Mannschaft den Hintern. So richtig verstanden habe ich das damals nicht. Ich selbst empfand mich schließlich nicht als so schlimm. Als Frau Schliemann dann nach Unterrichtsschluss meiner Mutter ihr Leid über meinen Ungehorsam klagte, hatte sie für die restlichen drei Schuljahre bei mir verschissen. Ich empfand sie als Denunziantin, der es offensichtlich Spaß machte, Öl ins Feuer zu gießen. Sie musste doch wissen, was mich zu Hause erwarten würde!

Meine Mutter ergriff meinen Arm und zerrte mich nach Hause. Sie drohte: »Du weißt ja, was auf dich zukommt, wenn ich das deinem Vater erzähle!«

Ja, ich wusste es, und ich spürte, dass sie gar nicht darauf aus war, mich vor seinen Übergriffen zu schützen, sondern lieber ihre eigene Tochter opferte, in der Hoffnung, dass nach diesen Prügelattacken ihre eigene Haut sicherer war

angesichts der an mir ausgelebten Aggressionen. Mein Vater schlug denn auch, was das Zeug hielt. Immer wieder sausten seine Fäuste auf mich herab, und wenn ich schrie, schlug er noch fester zu, damit ich aufhören sollte zu schreien. Und dann endlich kam wieder das eine von den beiden guten Zeichen. Erleichtert stellte ich fest, dass ich mich bei seinem letzten Schlag nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Ich spürte, wie ich das Gleichgewicht verlor, der Boden unter meinen Füßen schwand und wie ich kopfüber in Richtung Küchentischplatte fiel. Mit einem Krachen landete meine linke Augenbraue auf der Tischkante, die Haut platzte auf, und das Blut schoss über den Tisch, über den Boden und über mein Gesicht.

Ich hatte endlich Ruhe. Es war wieder einmal vorbei. Wir fuhren ins Krankenhaus. Meine Mutter brachte mich zum wiederholten Male in die chirurgische Ambulanz. Ich hörte sie reden: »... ein unmögliches Kind ... ständig verletzt ... hört ja einfach nicht ... das hat sie nun davon ... bin es leid ... zum Kotzen ... jaja ... muss sie nun mal durch ... wer nicht hören will, muss fühlen ...« Ich kochte vor Wut und schaute ihr direkt in die Augen. Diesem Blick aus sechsjährigen misshandelten Kinderaugen konnte sie nicht standhalten. Sie verließ den OP-Raum, und der Arzt und die Schwester fassten mich grob an. »Nein, nein! Du bekommst keine Narkose, das machen wir schön so, ohne Betäubung. Wenn ich das genäht habe, wirst du wohl nächstes Mal besser auf deine Mutter hören, stimmt's?«

Jeden einzelnen Stich spürte ich. Der größte und schmerzlichste Stich bohrte sich in meine Seele. Sie lügt doch! Warum glauben die Erwachsenen immer alles, was

ihnen Erwachsene erzählen? Warum fragt mich denn keiner? Warum bestraft mich dieser Arzt zusätzlich für die Schläge meines Vaters? Sie alle sind Verräter! Sie sind Verräter an kleinen Kinderseelen ...

Im dritten Schuljahr beschloss ich, mit Martina wegzulaufen. Martina fand es zu Hause auch blöd, und ganz in der Nähe ihrer elterlichen Wohnung war eine kleine Koppel, auf der zwei Ponys standen. Wir wollten uns auf diese Ponys setzen und einfach davonreiten. Schlafen würden wir in Scheunen und uns dicht an die Ponys kuscheln. Dann würden alle sehen, was sie davon hätten. Nach der Schule ging ich also nicht in die Klasse meiner Mutter, sondern stiefelte mit Martina in Richtung Ponykoppel. Es war ein gewagtes Unternehmen, und schon allein die Tatsache, dass ich nicht in der Klasse meiner Mutter erschien, bedeutete die sichere Todesstrafe für mich. An Umkehren war also gar nicht mehr zu denken. An der Wiese angekommen, streichelten wir die Ponys, die nichts anderes im Sinn hatten, als nach Leckerlis zu betteln. Als die Tiere dann merkten, dass wir gar keine Leckereien dabei hatten, bissen und schnappten sie nach uns.

»Ich geh dann jetzt lieber nach Hause«, sagte Martina.

»Und unser Plan?«, entgegnete ich entgeistert. »Wir wollten doch abhauen?«

»Och nö, lass mal«, sagte Martina, »meine Mutter wartet bestimmt schon mit dem Essen auf mich. Tschüss, bis morgen«, und Martina war weg.

Ich stand neben diesen bissigen blöden Ponys, und in meinem Kopf spielten sich grauenhafte Szenen ab. Auf die Idee, zu meiner Oma zu gehen, kam ich gar nicht. Ich trot-

tete mit hängendem Kopf zurück in die Schule und stellte mit Schrecken fest, dass die letzte Unterrichtsstunde schon beendet war und meine Mutter vor der Schule stand. Ich konnte nicht anders, ich musste bitterlich weinen. Einen schönen Mist hatte ich mir da eingebrockt. Heulend beichtete ich, dass ich mit den Ponys und Martina abhauen wollte, aber dass alles nicht geklappt hätte. Meine Mutter verpasste mir eine Ohrfeige, bei der ich das Gefühl hatte, ihre Hand käme an der gegenüberliegenden Seite meines Gesichtes wieder heraus. Sie sprach kein einziges Wort mit mir.

Zu Hause berichtete sie meinem Vater brühwarm von meinem Vorhaben abzuhausen. Er legte mich übers Knie und zimmerte wie wild auf meinem Hintern herum. Es hörte und hörte nicht auf. Einsperren müsse man mich. Ich sei ein undankbares Kind und er würde mich totschlagen, so schrie er. Ich riss mich los und rannte ins Badezimmer. Mein Vater rannte hinter mir her, und ich war mir sicher, dass ich diesen Übergriff nicht überleben würde, wenn nicht ein Wunder geschähe. Es geschah kein Wunder, aber das sichere Zeichen des Endes war nicht mehr allzu weit. Ein heftiger Schlag mit seiner Faust gegen meinen Hinterkopf traf mich und schleuderte meinen Kopf in Richtung Bett. Wieder hörte ich das bekannte Krachen und Knirschen, als meine Nasenwurzel auf die Kante krachte. Da war es! Blut! Es hörte auf. Und wieder fuhren wir zum Krankenhaus, und wieder nähte der Arzt die klaffende Wunde ohne Narkose. Ich hatte mit noch nicht einmal acht Jahren mit meinem kleinen Leben abgeschlossen.

Nach der Schule durfte ich die Wohnung grundsätzlich nicht mehr verlassen. Ich saß dann immer auf meiner kleinen Eckbank in der Küche, starrte durch das Fenster in den Hinterhof des Hauses und sah auf dem Nachbargrundstück die Kinder spielen. Ich fühlte mich entsetzlich einsam und meiner Freiheit beraubt. Meine Mutter hatte gelogen. Wir waren keine Familie. Nichts war gut.

Das Radio dudelte den ganzen Nachmittag. An das klingende Geräusch vor der Sendung *Zeitzeichen* werde ich mein ganzes Leben lang denken. Ich zucke noch heute zusammen, wenn ich die Einleitungsmelodie dieser Radiosendung höre. Das sind die Momente, in denen ich völlig losgelöst von meiner Willensbeeinflussung durch einen Zeittunnel zurückkrase in die Finsternis meiner Kindheit. Es sind die Momente, in denen ich als erwachsene Frau plötzlich geistesabwesend wirke, weil ich eigentlich gerade wieder an diesem Küchentisch sitze und sechs Jahre alt bin.

Meine Zeit vertrieb ich mir mit Laubsägearbeiten und Lesen. Ich habe alles gelesen, was mir in die Finger kam. Die Bücher von WAS IST WAS haben mir dabei das Leben gerettet. Ich konnte eintauchen in die Welt der Dinosaurier, erlebte die Entstehung der Welt, reiste in das unendliche Universum und kannte sämtliche Hunderassen von A-Z. Damals war es schick, Mitglied im Bertelsmann Club zu sein, und mein Vater schaffte ständig neue Bücher herbei. Wenn es darum ging, mich ruhigzustellen, waren meine Eltern äußerst engagiert. War mir mal wieder ein Sägeblatt durchgeknallt, so brauchte ich nicht lange zu fragen, und es gab Nachschub. Das Wohnzimmer war tabu für mich. Wollte ich zur Toilette gehen, so hatte ich meinen

Vater um Erlaubnis zu bitten. Es gab Tage, an denen er schlecht gelaunt war. An diesen Tagen bereitete es ihm ein ungeheuerliches Vergnügen, mir den Toilettengang zu verbieten, und er wartete nur darauf, dass mein Geschäft in die Hose ging. Diese Freude habe ich ihm jedoch nie bereiten können. Auch heute noch bin ich ein Meister im Einhaltenkönnen.

Als ich sieben Jahre alt war, traktierte mich mein Vater urplötzlich mit Vorhaltungen über mein Essverhalten. Rückblickend betrachtet war das, was ich aß, völlig normal. Ich hatte ein Faible für Fleisch entwickelt und mochte das Obst bei meinen Eltern nur dann nicht, wenn es schon vor sich hin schrumpelte. Eine alte Banane, die schon gänzlich schwarz gefärbt war, motivierte meinen Vater urplötzlich, mir einen Vortrag zu halten. »Du bist ein Mensch«, so konstatierte er, »der später einmal alle Menschen um sich herum verhungern lassen wird. Du wirst über Leichen gehen und niemandem etwas abgeben. Schau dir diese Banane an. Nur, weil sie schon ein bisschen schwarz ist, kann man sie trotzdem essen. Du wirst jetzt diese Banane essen!« Er schälte diese abfallreife Banane, brach ein Stückchen ab und hielt es mir direkt vor den Mund. »Iss jetzt sofort diese Banane!«, schnauzte er mich an. Als ich genauer hinschaute, sah ich voller Entsetzen kleine Würmer auf dem Fruchtfleisch krabbeln. Mir wurde speiübel, und ich begann zu würgen. Nie und nimmer würde ich dieses Gewimmel essen, eher ließe ich mich totschiessen. Ein plötzlicher Schlag ins Gesicht zeigte mir eindringlich, dass mein Vater mal wieder auf Frustablassen aus war. Ich presste die Lippen aufeinander und sagte kein Wort. Aus dieser Nummer kam

ich sicherlich nicht unbeschadet heraus. Als es unvermittelt an der Tür klopfte und ich zeitgleich das Geld auf dem Küchentisch für die Monatsmiete liegen sah, zählte ich eins und eins zusammen. Das musste unser Vermieter sein, der über uns wohnte und die Miete kassieren wollte.

»Ja! Moment!«, rief mein Vater und starrte mich hasserfüllt an. Er stopfte sich das Stückchen Banane in den Mund, schmiss den Rest in den Abfalleimer und öffnete dem Vermieter die Tür. Mit ungläubigen Augen starrte ich auf meinen schmatzenden Vater, der, während er dem Vermieter das Geld aushändigte, den letzten Bissen herunterschluckte. Wochenlang habe ich darauf gewartet, dass die Maden aus seinen Augen, Ohren oder seiner Nase krabbeln würden. Leider umsonst ... Diesem alten Kauz von Vermieter war ich ab diesem Tag in ewiger Dankbarkeit verbunden ...

Es erstaunt mich immer wieder, dass niemand im Umfeld misstrauisch wurde angesichts meiner vielen Verletzungen. Es erstaunt mich, obwohl ich immer wieder in meinem Polizeialltag mit jedweder Form der Ignoranz konfrontiert werde und daher gar nicht mehr zu staunen bräuchte. Insbesondere bei Kindesmisshandlung und noch deutlicher bei den Verdachtsmomenten des Kindesmissbrauchs stelle ich fest, dass alle Menschen denken, solche Sachen würden immer nur »woanders« passieren. Selbst der beste Freundes- und Bekanntenkreis beruhigt sich lieber immer wieder selber, als die Augen zu öffnen und eine solche Wahrheit zu akzeptieren. Auf keiner Stirn steht geschrieben »Kinderschläger«. In keinem Gesicht der Welt erkennen wir den »Kinderschänder«. Sie alle können noch so nett,

noch so engagiert, noch so »liebepoll« sein ... Das unvorstellbare Leid der Kinder spiegelt sich ausschließlich im Verhalten der kleinen Opfer wider. Und dennoch werden die Eltern dieser Kinder immer begutachtet unter der Prämisse, ob man sich bei »denen« eine solche Tat vorstellen könnte. Ein fataler Irrtum! Und es sind auch nicht immer DIE Kinder, die introvertiert und verschlossen wirken. Und es sind auch nicht immer DIE Kinder, die phallusartige Gebilde malen. Im Leben nicht wäre ich später mit vierzehn Jahren auf die Idee gekommen, kleine Pimmelchen zu malen, weil ich missbraucht wurde.

Im dritten Schuljahr erhielt ich oft den Auftrag, irgendwelche allgemein gültigen Meldungen durch alle Klassen der Grundschule zu tragen. Ich bekam dann einen Zettel in die Hand gedrückt und startete mit meinem Umlauf. Wie Speedy Gonzales spurtete ich durch die Gänge und Flure, stets bemüht, durch die Geschwindigkeit meiner Erledigungen positiv aufzufallen. Obgleich ich der Störenfried der Klasse war, galt ich doch als extrem zuverlässig, wenn es um das Übertragen von Aufgaben ging. An einem dieser Tage fiel mir auf, dass je schneller ich ging, desto schneller flitzten die Bodenfliesen unter meinen Füßen hinweg. Steigerte ich die Geschwindigkeit, so hatte ich das Gefühl, auf einem Laufband zu stehen. Nicht meine Füße flitzten, sondern der Boden ... Im vollen Tempo hatte ich auf einmal das Gefühl für meine örtliche Position verloren. War ich an der 4c schon vorbei, oder kam diese Klassentür noch? Wohl oder übel musste ich mich von den Bodenfliesen trennen und schaute auf. RUMS machte es, und ich torkelte benommen zurück. Ich begriff, dass ich nicht in Höhe der 4c

gewesen war, sondern exakt in Höhe der Garderobe. Leider hatte ein Kind vergessen, die Garderobentür zu schließen, und ich war volle Granate vor diese Tür gedonnert. Fontänenartig schoss das Blut in kurzen pulsierenden Abständen aus meiner Nase. In Ordnung war das nicht, das war mir schnell klar. Ich ging vorsichtig vom zweiten Stock durch den Flur zum Treppenhaus und stieg die Stufen zum ersten Stock und anschließend zum Erdgeschoss hinunter. Hinter mir sah es aus, als hätte man ein abgestochenes Schwein durch die Gänge getragen. Die vielleicht fünfundzwanzig Sekunden, die bis zum Öffnen der Hausmeistertür vergingen, reichten völlig aus, um mich in einer Blutlache stehen zu lassen. Als mich der Hausmeister sah, kollabierte er fast. Der Notarzt und RTW wurden alarmiert, und nichts half in der Zeit des Wartens. Die Blutungen waren nicht zu stoppen.

Ich hatte mir das Nasenbein glatt durchgebrochen, und die Region um beide Augen verfärbte sich zusehends. Nach zwei Tagen sah ich aus wie das Phantom der Oper in einer Negativaufnahme. Schwarze, breite Ringe zeichneten sich um beide Augen und Nase, und ich schwoll ballonartig an. Nie wieder habe ich erlebt, dass meine Eltern so eindringlich von Bekannten und Freunden gefragt wurden, was denn um Himmels willen mit mir passiert sei! Das Misstrauen war förmlich zu spüren, und ich feixte innerlich! Dieses eine Mal hatten sie nun wirklich alle zu Unrecht meine Eltern in Verdacht, und obwohl sie nichts, aber auch wirklich gar nichts dafür konnten, weil es tatsächlich ein Unfall war, so freute ich mich doch unbändig über diese Unannehmlichkeiten. Lieber einmal zum falschen Zeit-

punkt als keinmal. Genau das habe ich mit meinen sieben Jahren gedacht. Unter diesem Verdacht ließen mich meine Eltern tatsächlich für über einen Monat in Ruhe, denn Gott sei Dank brauchte der Verlauf aller Farbspektren viele Wochen, um gänzlich abzuklingen. Dieses Erlebnis gefiel mir außerordentlich!